

Erscheint am 11. Februar 2021

BJÖRN STEPHAN

NUR  
VOM  
WELTRAUM  
AUS  
IST DIE  
ERDE  
BLAU

ROMAN

Galiani  
Berlin

BJÖRN STEPHAN

**NUR  
VOM  
WELTRAUM  
AUS  
IST DIE  
ERDE  
BLAU**

*Roman*

Galiani  
Berlin

Seitdem ich klar denken kann, und das war damals noch nicht lange der Fall, erst seit einigen Monaten, würde ich schätzen, sammle ich seltene Wörter. Also, eigentlich ist *selten* das falsche Wort, es sind eher einzigartige Wörter, und was ich damit meine, ist, dass sie eine ganz bestimmte Sache beschreiben, für die es in anderen Sprachen keinen Ausdruck gibt. Wie zum Beispiel *Ling*, eines meiner drei, nein fünf Lieblingswörter.

Es kommt aus China und beschreibt das Geräusch, wenn zwei Jadesteine aneinanderschlagen. Ich hatte noch nie Jadesteine in der Hand und war mir auch nicht sicher, was Jade überhaupt ist, weil es bei uns in der Siedlung vor allem Beton gab und höchstens ein paar Kiesel. Doch seitdem ich das Wort in einem von Herrn Rezas alten Büchern gelesen hatte und in meinem Mund knetete wie HubbaBubba, konnte ich mir vorstellen, wie es klingt.

*Ling.*

Wie alle meine einzigartigen Wörter habe ich es in das Heft mit dem braunen Ledereinband geschrieben, das meine Mutter mir einmal geschenkt hatte und das ich nun in einem Schuhkarton unter meinem Bett versteckte. Die Wörter, von denen ich die meisten in alten Büchern oder Lexika aufgestöbert habe, sind ganz verschieden: Manche einsilbig und bescheiden dürr, manche stolz und

angeberisch mit vielen Vokalen, manche unaussprechlich und auf eine geheimnisvolle Art schön. Viele kommen aus Sprachen, die so eigenartig klingen, dass ich mich fragte, ob es sie tatsächlich gibt oder ob jemand, der so belesen und einfallsreich ist wie Herr Reza, sie nur erfunden hatte.

Das mit den Wörtern und dem Heft war übrigens mein Geheimnis, das sage ich besser gleich. Wobei es jetzt nicht mehr geheim ist. Aber damals war es sogar mein monstergroßtes Geheimnis (noch viel größer als das, dass ich vorm Sportunterricht einmal heimlich in die Umkleidekabine der Mädchen gespäht und Sabrina Kabautzkys epische Brüste gesehen hatte; *episch* bedeutet übrigens sehr groß).

Ich hatte mir geschworen, niemandem von meinem Heft zu erzählen, woran ich mich gehalten hatte. Na ja, jedenfalls bis ich es Juri verriet.

Juri, aber dazu komme ich später noch, war schöner als das schönste Wort, das ich kannte, und selbstverständlich tausendmal schöner als Sabrina Kabautzky. Ich hatte gehofft, ich könnte sie mit meinen einzigartigen Wörtern beeindrucken und gleichzeitig hatte ich befürchtet, sie könnte mich hart auslachen. Was Juri natürlich nicht tat. Stattdessen schmunzelte sie, was vielleicht noch schlimmer war. Denn ihr Schmunzeln war schwer zu deuten und ich mir nicht sicher: Schmunzelte sie mich an? Oder schmunzelte sie mich aus?

So war das. Und all das gehört zur Geschichte. Obwohl ich eigentlich etwas anderes erzählen wollte.

Ich wollte erzählen, dass mir ein Wort fehlte. Egal, wie oft ich auf neue Wörter stieß und sie in mein Heft eintrug, ich konnte es nicht finden. Es war das Wort, das beschreibt, was mir passiert war. Das beschreibt, wie es ist, wenn du

den Ort, den du am meisten liebst, verlassen musst. Der Ort war Klein Krebslow, aber das sagte keiner von uns. Wir sagten einfach: »die Siedlung«, und eigentlich war die Siedlung auch gar nichts Besonderes, außer dass sie mein Zuhause war. Und eigentlich hatte ich die Siedlung auch nie sonderlich geliebt, bis mir klar wurde, dass ich mich von ihr trennen musste.

Das ist zwei Jahre her. Ich war 13 und es war Sommer, und das ist kein Wunder, denn damals war ja irgendwie immer Sommer. Obwohl das bei genauerer Betrachtung vermutlich auch Quatsch ist. Aber was kein Quatsch ist und woran ich mich mehr als nur schemenhaft erinnere, ist, dass dieser Sommer unerträglich war und heiß. Wobei er nicht unerträglich war, weil er so heiß war, sondern weil mein ganzes Leben ruiniert war (*ruiniert* ist ein anderes, ein vornehmeres Wort für *versaut*).

Weil sie mich angelogen und mich verraten hatten.

Sie sind meine Eltern.

*Sie = Eltern = ruiniert = versaut.*

Das dachte ich, während ich im Bett lag, mit geschlossenen Augen. Im Zimmer rechts von mir, nur getrennt von einer dünnen Wand aus Gipskarton oder so, schlief Nina, meine kleine Schwester. Im Zimmer dahinter machten meine Eltern sich allmählich bettfertig. Nur ich fand keine Ruhe.

Normalerweise, wenn ich zu aufgewühlt zum Schlafen, aber zu müde zum Lesen war, stellte ich mir vor, wie die Helden der Romane, die ich so liebte, aus ihren Büchern krabbelten und zum Leben erwachten. Wie sie sich streckten und beugten und dann behutsam an den Rand meines Regals aus Birkenfurnier tänzelten, sich hinsetzten und mir, die Beine in der Luft baumelnd, von ihren Abenteuern

erzählten. Frisco Kid und Harka, der Sohn der großen Bärin, waren meistens da und manchmal, wenn sein Floß ihn an mein Ufer trieb, auch Huckleberry Finn.

Doch seit einiger Zeit waren Harka und die anderen verschwunden. Sosehr ich mich auch anstrenge, sosehr ich sie anflehte, zurückzukehren, sie tauchten nicht wieder auf. Sie hatten mich im Stich gelassen. Ich wusste nicht, ob es etwas mit diesem Klardenken zu tun hatte, das mich seit einiger Zeit heimsuchte, oder mit Sabrina Kabautzkys epischen Brüsten. Ich wusste nur, ich konnte mich bloß noch auf mich selbst verlassen. Ich, Sascha Labude, der, na ja, Held dieser Geschichte und wahrscheinlich der einsamste Mensch der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik oder meinetwegen auch der Bundesrepublik. Im Grunde war das egal. Entscheidend war das *einsam* und dass ja niemand auf die Idee kam, meinen Namen französisch auszusprechen. Das hasste ich nämlich. Nicht bûd oder bûdé. Einfach nur La und Bude. So wie die Pommebude.

Ich schlug die Augen auf. In den metallenen Jalousien vor dem Fenster spiegelten sich die Lichter der Autos, die draußen auf der Bundesstraße durch die Nacht glitten. Wie betrunken taumelten sie durch mein Zimmer, die weißen Kegel der Scheinwerfer und die roten, stumpf schimmernenden Rückleuchten.

Als wir hier eingezogen waren, hatte mein Vater, dessen Stimme damals noch nicht versiegt war wie ein Rinnsal im Rinnstein, gesagt: »Hörst du die Straße, hörst du, wie sie klingt? Wie das Rauschen der Ostsee!« Aber für mich klang es nicht, für mich *hörte* es sich nur an wie das Rauschen von Autos, was ich ihm natürlich nicht sagte, stattdessen nickte ich stumm.

Ich hatte nie weiter groß an die Worte meines Vaters gedacht. Doch seitdem ich wusste, dass wir wegziehen würden, nämlich bald, also sehr bald, nämlich in vier Wochen, war mir klar, was er gemeint hatte. Auch wenn das Rauschen für mich immer noch nicht wie das der Ostsee klang, mochte ich es, was wahrscheinlich daran lag, dass ich nichts anderes kannte. Aber meine Eltern kapierten das nicht.

»Du wirst dich an die neue Wohnung schon gewöhnen«, sagten sie. »Ist doch nur ein paar Straßen weiter, ist doch gar nicht so schlimm.«

Doch all das war gelogen. Es war sehr schlimm und ich wollte mich nicht daran gewöhnen und unsere neue Reihenhäuserwohnung war auch nicht nur ein paar Straßen, sondern 8,4 Kilometer weit weg, was ungefähr der Länge aller Wörter aus den Büchern in meinem Regal aus Birkenfurnier entspricht, wenn man sie aneinanderlegt (das hatte ich im Kopf überschlagen). Und diese neue Wohnung sah auch nicht »todschick« aus, wie meine Eltern immer und immer wieder behaupteten, für mich sah sie nur aus wie die Wohnung von Leuten, die sich für etwas Besseres hielten. Und schon gar nicht war das alles für mich »die neue Welt«. Denn wer würde schon ernsthaft auf die Idee kommen, eine neue Welt aus roten Backsteinen und Plastefenstern und ultrahässlichen Carports zu errichten?

Doch meine Eltern sagten, sie wollten hier weg. »In der Siedlung können wir nicht mehr bleiben, da wohnen nur noch Assis, die nie das Treppenhaus wischen.«

Aber wenn da nur Assis wohnten, wie sie sagten, bedeutete das, dass auch wir Assis waren? Oder waren wir keine Assis, weil meine Mutter immer die Treppe wischte? War das ein Wesensmerkmal von Assis, dass ihnen das Treppenhaus vollkommen egal war? Und warum durfte ich



dann mit den Kindern der Assis spielen? Jedenfalls solange sie mir keine Bonbons gaben, da meine Mutter immer befürchtete, ich könnte einen verschlucken. Als wäre irgendjemand schon mal an einem Nimm2 erstickt!

So verstrickten sich meine Eltern in Widersprüche, das war offensichtlich. Doch außer mir wollte das niemand sehen. Oder vielleicht verstand ich es auch nur nicht richtig. Schließlich gab es vieles, was ich nicht verstand. Zum Beispiel, dass ich in einem Land geboren war, das es nicht mehr gab.

Wie konnte denn ein Land, bitte schön, einfach verschwinden? Das konnte mir, sooft ich auch fragte, niemand erklären. Auch wenn meine Eltern und selbst die Lehrer in der Schule es immer und immer wieder versuchten. Sie sprachen dann mit mir, als wäre ich ein Kind. Vermutlich, weil ich in ihren Augen ja auch noch ein Kind war.

»Sascha«, sagte meine Mutter zu mir, »das alte Land ist untergegangen.«

»Unser altes Land«, sagte mein Vater.

»Wir leben jetzt im Kapitalismus, in der Marktwirtschaft«, sagte meine Mutter.

»In der sogenannten sozialen Marktwirtschaft«, sagte mein Vater.

»Wir haben einen neuen Chef und neues Geld«, sagte meine Mutter, »wir können uns jetzt aaaaalles kaufen.«

»Könnten«, sagte mein Vater.

»Auch Joghurt, Toffifee und Coca-Cola«, sagte meine Mutter.

Ich fand das natürlich sehr gut, wobei ich fast nie Coca-Cola trinken durfte und auch keine andere, keine unechte Cola. Was ich jedoch sehr komisch fand (*komisch* im Sinne von seltsam, nicht von lustig), war, dass das alte Land ein-



fach untergegangen sein sollte. Das konnte ich nicht begreifen. Denn ich war ja noch da, genauso wie die Siedlung, die Straßen und die Häuser und die Bäume. Auch die ganzen anderen Menschen schienen nicht ertrunken oder von einem Erdbeben oder meinerwegen einem schwarzen Loch (was das ist, hatte ich von Juri gelernt) verschluckt worden zu sein. Ich konnte sie doch sehen.

Sie fuhren jetzt zwar keine Trabbis mehr, sondern zum Beispiel gebrauchte lippenstiftrote Mitsubishis Galants – wie wir. Und sie fuhren auch nicht mehr nach Usedom in den Urlaub, sondern sie flogen nach Mallorca – so wie wir leider nicht. Aber sie, also all diese Menschen, schienen sehr lebendig. Sie waren sogar, soweit ich das beurteilen konnte, von diesen Äußerlichkeiten abgesehen größtenteils dieselben geblieben. Und waren es nicht die Menschen, die ein Land ausmachten? Oder war es ein Land, das die Menschen ausmachte? All das fragte ich mich, ohne eine Antwort zu finden.

Es war alles so kompliziert. Das Alte war noch da und gleichzeitig war es weg. Was mich daran denken ließ, was Juri mir einmal über die Sonne und die Sterne erzählt hatte.

Sie meinte, dass wir, wenn wir in den Himmel schauen, nie die richtige Sonne sehen, sondern immer nur die Sonne von vor 8 Minuten und 20 Sekunden. So lange würde es nämlich dauern, bis ihr Licht die Erde erreicht. Und genauso, erklärte Juri mir, sei es auch mit den Sternen. Ihr Licht ist Hunderte, Tausende, Millionen Jahre zu uns unterwegs und wenn wir unseren Blick in den Himmel richten und sie anschauen, sehen wir eigentlich nie die Sterne selbst. Wir sehen nur einen schwachen, matten Abglanz. Wir sehen ihre Vergangenheit, ohne zu wissen, ob sie in der Gegenwart noch am Leben oder längst verloschen sind.

Das alte Land, so kam es mir vor, glich einem dieser Sterne. Obwohl ich es noch sehen konnte, war es lange verglüht. Doch was hatte das für uns in der Siedlung zu bedeuten? Waren auch wir nur noch Vergangenheit oder hatten wir eine Zukunft?

Ich merkte, wie ich mich in meinen Gedanken verdingelte wie in dornigem Gestrüpp. Weiter kam ich nicht. Und wie immer, wenn ich in dieser Sackgasse landete, die zu schmal war, um darin zu wenden, blitzte in mir dieser Gedanke auf, der mir Furcht einjagte und zugleich Hoffnung einflößte: Was, wenn das alles, mein ganzes Leben, sowieso nichts anderes war als ein Traum? Eine schlechte Simulation, in der ich aus Versehen gelandet war? Nur erfunden, eine übelst beknackte Fälschung (*übelst* ist ein unvornehmes Wort für *äußerst*)? Oder ein Witz, superkrass ausgedacht?

Was, wenn ich aufwachte und erkannte, dass alles so unecht war wie Danilo Pawelkes goldene Armbanduhr? Was, wenn wir nicht aus Klein Krebslow wegziehen würden? Was, wenn mein Vater seine Stimme wiederfände und alles wieder so wäre wie früher?

Ich strampelte die viel zu warme Decke nach unten, griff unter das Bett nach meinem Buch mit den einzigartigen Wörtern und fuhr mit dem Zeigefinger über die linierten Seiten. Wenn meine Mutter ein Wort wäre, dachte ich, dann wäre es klein und eckig. Und mein Vater wäre ein langes, schwieriges Wort mit Bindestrich, geschrieben von einer zitterigen, unsicheren Hand, weil er sich nie entscheiden konnte. Nicht einmal, ob er jetzt glücklich war oder nicht. Und was wäre Juri für ein Wort? Wahrscheinlich eines in Großbuchstaben, mit großen Schwüngen und kleinen Schnörkeln.

Ich malte in mein Heft ...

**Ю  
р  
и  
й**

... als auf einmal ein merkwürdiger Geruch in meine Nase stieg. Er musste durch das angekippte Fenster, zwischen den Lamellen der Jalousien, in mein Zimmer gezogen sein. Beißend hätte ihn Herr Reza genannt, weil Herr Reza das beste Deutsch sprach, obwohl er aus Persien kam, also eigentlich aus dem Iran, was früher mal Persien gewesen war.

Noch bevor ich den Geruch zuordnen konnte, hörte ich aus dem Schlafzimmer nebenan schnelle, leichte Schritte, es musste meine Mutter sein.

»Bodo, komm schnell!«, rief sie mit aufgeregter Stimme und auf einmal ahnte ich, was das für ein Geruch war.

Ich stürzte zum Fenster.

»Bodo!«, schrie meine Mutter.

»So eine Scheiße!«

Ich hörte meinen Vater fluchen, während ich im Schlafanzug am Fenster stand, und mein erster Gedanke war, das ist die Monsterekatastrophe und wenn das ein Traum ist, wenn das *mein* Traum ist, möchte ich, dass er jetzt endet und ich sofort aufwache! Aber ich wachte nicht auf, weil es gar kein Traum war.

Und mein zweiter Gedanke war, das hat *sie* nicht gemacht, nein, das kann *sie* nicht gemacht haben! Und meinen dritten Gedanken weiß ich nicht mehr, aber als Viertes dachte ich: Ist Juri jetzt komplett durchgedreht?!

Und vielleicht hätte ich das besser nicht gedacht. Auch wenn das vermutlich nichts geändert hätte. Aber manchmal glaubt man ja, dass man selbst, so winzig und unbedeutend man auch ist, dazu beitragen könnte, die ganze Welt und den Lauf der Dinge zu verändern. Zum Beispiel, wenn man das Viertelfinale einer Fußballweltmeisterschaft nicht gucken darf, weil die Eltern es einem verbieten, und Deutschland, also die Bundesrepublik, verliert

und man denkt: Hätte ich zugucken dürfen, hätten wir nicht verloren!

Doch mir ist erst jetzt klar geworden, dass das Unsinn ist. Dass die Welt so viel größer ist als man selbst und jeder Mensch nicht mehr als nur ein winziges Wort bestehend aus noch winzigeren Buchstaben in einem endlosen Strom von Sprachen.

Letztlich sind wir dem Universum egal.

Dennoch wirkt es von heute aus betrachtet auf mich, als sei dies der Moment, an dem ich Juri für immer verlor. Dafür gibt es ein einzigartiges Wort, das auch in meinem Heft steht. Es stammt aus einer Sprache namens Boro, die in Assam gesprochen wird. Ich hatte null Ahnung, wo das ist. Aber das spielt auch keine Rolle. Wichtig ist das Wort. Es heißt *onsra* und beschreibt das Gefühl, man könne nie wieder so sehr lieben wie einst.

Also, eines möchte ich noch klarstellen, ich war nicht von Anfang an in Juri verliebt. Aber ich kann erzählen, wie es dazu kam.

Es fing 102 Tage vor der Monsterkatastrophe an und ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass an diesem Tag im April etwas anders war. Kein besonderes Licht, kein sich öffnender Himmel, nichts leuchtete und es schien auch nichts von Bedeutung zu passieren. Es war ein Tag wie jeder andere, gewöhnlich und schlohweiß, und erst zwei Wochen später, was mir zu dieser Zeit noch wie eine Unendlichkeit erschien, verstand ich, dass das nicht stimmte.

Ich war morgens aufgestanden und hatte geduscht, während mein Vater sich rasierte und meine Mutter auf der Toilette saß, was mich damals noch nicht weiter störte. Danach hatte ich mir meine Klamotten übergeworfen, eine Jeans und einen Pullover, um genau zu sein. Die Farbe weiß ich allerdings nicht mehr, obwohl ich mich sonst gut an alles erinnern kann. Doch meine Klamotten waren mir im Unterschied zu den Klamotten, die andere trugen, beispielsweise Mädchen, noch nie wichtig gewesen. Mich selber sah ich ja nicht (außer wenn ich in einen Spiegel schaute, was ich zu vermeiden versuchte). Manchmal kam es mir sogar so vor, als würde mich auch niemand anderes sehen, als wäre ich unsichtbar. Aber das erkläre ich lieber später.

Ich schlurfte in die Küche, setzte mich an den Tisch und löffelte meine Froot Loops zur Musik, die aus dem Radio dudelte. Meine Mutter saß mir gegenüber. Sie war weder eine besonders große noch eine besonders kleine Frau, weder dick noch dünn, ziemlich schwer zu beschreiben. Sie sah einfach aus wie meine Mutter, würde ich sagen, und, ach ja, sie hatte dunkel getönte kurze Haare, die man jetzt jedoch nicht sehen konnte, weil sie ein Handtuch darum geschlungen hatte.

Während sie gedankenverloren und mechanisch Butter auf Mischbrotsscheiben strich, stand mein Vater rauchend am geöffneten Fenster und schwieg. Er schwieg meistens. Entweder weil er keine Lust hatte zu reden oder weil er den Worten abgeschworen hatte, da war ich mir nicht so sicher. Fest stand nur, dass ihm irgendwie alles gleichgültig erschien.

Früher hatte er mich manchmal »mein Schöner« genannt und mir im Vorbeigehen sanft über den Kopf gestrichen. Aber jetzt sagte er, wenn überhaupt, nur noch: »Ach, Sascha!«, und hatte sogar, was ich mir überhaupt nicht erklären konnte, aufgehört, mir den *Hintern* zu versohlen (*Arsch* durfte ich zu Hause nicht sagen).

Und dann war da noch Nina, meine kleine Schwester, sieben Jahre alt, die gebeugt über ihrer Schale mit Coco Pops hing. Sie hielt ihren Kopf mit den langen aschblonden Haaren in die Hand gestützt und ihre Augen, in denen noch Schlaf hing, fielen zu, als hätte man Gewichte aus Blei an ihre Lider gehängt.

Meine Familie kam mir ermattet und langsam vor. Eine Zeitlupenfamilie, die wirkte, als hätte der Alltag, die Schwerkraft oder eine andere unsichtbare Macht ihr die Geschwindigkeit geraubt. Ich hingegen fühlte mich wach



und schnell. Musste mich wach und schnell fühlen. Wie jeden Morgen.

Ich schaute abwechselnd von der Uhr, die an der Wand hing und unbeirrt vor sich hin tickte, zu meinem Vater. Er hatte uns den Rücken zugewandt und guckte aus dem Fenster. Sein Blick schien sich irgendwo auf den Dächern der Blocks zu verlieren, hinter denen die Sonne langsam hervorkroch. Es war kurz vor sieben. Wie lange würde es denn noch dauern?

Mein Vater war das, was man einen hageren Mann nennt, er trug wie jeden Tag eine graue Anzughose und ein weißes, kurzärmeliges Hemd, während er eine seiner F6 rauchte und blauen Zigarettenrauch durch die Küche wabern ließ (zwischenzeitlich hatte er es mit Marlboros versucht, war dann aber zu den F6 zurückgekehrt, obwohl jeder, wirklich jeder, wusste, dass die roten Marlboros viel besser waren als diese ollen Bauarbeiterzigaretten mit den kurzen Filtern). Was wohl in seinem Kopf vorging? Was er wohl dort draußen sah?

Ich traute mich nicht, ihn danach zu fragen. Ich wusste ja, was dann passierte. Mein Vater würde mich mit verschleiertem Blick anschauen, als sei aus der Ferne eine Stimme zu ihm durchgedrungen, bevor er nach einer schier unendlich langen Pause sagen würde, dass ich mir nicht so viele Gedanken machen sollte. Ganz so, als ob man das beeinflussen könnte und die Gedanken nicht von alleine auftauchten wie die Kröten aus dem modrigen Wasser im alten Weiher hinter der Schule. Und was war denn, bitte schön, in seinem Gehirn los? Hatte er keine Gedanken? Oder war er nur besonders geschickt darin, sie zu verbergen?

»Beeilst du dich, Sascha?«, sagte meine Mutter. »Sonst kommst du zu spät.«

»Jaahaa ...«, sagte ich.

Mal davon abgesehen, dass ihre Befürchtung komplett unbegründet war, verstand meine Mutter wie immer nichts. Ich war noch nie zu spät zur Schule gekommen. Doch das hätte meine Mutter nicht beruhigen können, da sie sich immer, immer, immer schreckliche Sorgen machte: darüber, dass ich zu schlechte Noten schrieb, dass ich nicht versetzt werde, dass ich meinen Abschluss nicht schaffe, dass ich eines Tages in der Gosse ende.

Ihre Strategie, mit diesen Sorgen umzugehen, war, sie auszusprechen, so als könnte sie damit den Lauf der Dinge beeinflussen und jegliche Gefahr bannen. Was sie aussprach, trat nicht ein. Davon war sie überzeugt. Das war ihre Versicherung gegen die Unwägbarkeiten des Lebens.

Hätte ich ihr jetzt zum Beispiel mitgeteilt, dass das, also ihre Theorie, nicht gerade logisch klingt, hätte sie gesagt: »Aber Saschalein, es kann doch kein Zufall sein, dass du noch nie sitzen geblieben bist / dass du gute Noten hast / dass du nicht in der Gosse enden wirst.«

So dachte sie. Das war ihre mütterliche Logik, die immer auf das gleiche unumstößliche Naturgesetz hinauslief: Sie hatte recht. Und um ihr zu widersprechen, musste man schon lebensmüde oder wenigstens verrückt sein. Anders als mein Vater, der sich vor langer Zeit ihrem Willen ergeben hatte wie ein gezähmtes Tier, versuchte ich es dennoch gelegentlich damit.

Aber nicht heute.

Meine Mutter klatschte Cervelatwurst aufs Brot, während ich noch immer meine Froot Loops löffelte, bloß nicht zu schnell, und dabei meinen Vater weiterhin möglichst unauffällig aus den Augenwinkeln beobachtete. Er hustete, das machte er oft, dann erstickte er, unendlich langsam, seine

Zigarette im Aschenbecher, steckte die Schachtel F6 in die Brusttasche seines weißen Hemdes und drehte sich zu uns um. Seine Augen waren leer wie die Siedlung in der Nacht.

»Ich muss dann mal ...«, sagte er so leise, als würde er flüstern.

Na, endlich!, dachte ich.

Es war kurz nach sieben Uhr, als mein Vater sich langsamen Schrittes in den Flur schleppte, seinen schwarzen Aktenkoffer nahm und ein kaum vernehmbares »Bis später« in Richtung Küche nuschelte. Ich wartete, bis die Wohnungstür sich öffnete und anschließend wieder schloss, dann sprang ich auf, rannte zum Fenster in meinem Zimmer und sah meinem Vater ungeduldig dabei zu, wie er in seinen geliebten Mitsubishi Galant stieg und vom Parkplatz fuhr. Als er fort war, federte ich in den Flur. Jetzt musste ich mich wirklich beeilen.

»Hast du alles?«, fragte meine Mutter, die plötzlich hinter mir aufgetaucht war.

»Klaro!«

»Auch deine Stullen?«

Ich schaute sie verlegen an.

»Ach, Sascha, mein Schatz, du bist so ein Träumer! Manchmal frage ich mich echt ...«

Meine Mutter lief in die Küche und kehrte mit einem Päckchen Alufolie zurück. Nachdem ich es rasch in meinen Rucksack gestopft hatte, drückte sie mir einen Kuss auf die Wange, der eine Spur zu feucht war. Doch da ich jetzt keine Zeit hatte, mich darüber aufzuregen, verabschiedete ich mich mit einem hingeworfenen »Tschüssi!« und wappnete mich für den Abstieg.

Man muss dazu zwei Dinge wissen (und das erste Ding sage ich gleich und das zweite kommt später): Erstens, wir

wohnten ganz oben im fünften Stock. Nicht in einer der großen Tunnelwohnungen, in denen alle wohnen wollten, sondern in einer ganz normalen Vier-Raum-Wohnung, Wohnungsbauserie 70, mit kleinem Balkon, einem tapezierten Bad ohne Fenster und einer Küche mit Herd und Spüle. Es sah aus wie bei jedem in der Siedlung. Was ein Vorteil war, wenn ich meine Freunde besuchte, weil ich nie lange brauchte, um die Toilette zu finden, und sofort wusste, wo die Zimmer lagen, die man lieber nicht betreten wollte. Das Schlafzimmer der Eltern zum Beispiel.

Das Einzige, was bei uns anders aussah, war unsere Wohnungstür. Sie war aus Presspappe, klar, das waren alle Türen in der Siedlung, aber im Gegensatz zu allen anderen Türen war sie neu. Die alte Tür musste nämlich ausgetauscht werden, nachdem mein Vater sie mitten in der Nacht eingetreten hatte. Doch das ist eine andere Geschichte.

Jedenfalls, und darauf wollte ich eigentlich hinaus, fiel diese, unsere neue Tür jetzt, als ich die Wohnung verließ, auch hinter mir ins Schloss. Das Echo hallte im Flur und ich rutschte das Treppengeländer hinunter, vom fünften in den dritten Stock.

Den Geruch im Flur kann ich nur schwer beschreiben. Ich glaube, es roch nach einer Mischung aus Staub und Wofasept, aber um ehrlich zu sein, hatte ich keine Zeit, mich darauf zu konzentrieren. Denn jetzt kommt endlich das zweite Ding, das man wissen muss: Im dritten Stock wohnten die Pawelke-Brüder, Danilo und Enrico. Die scheußlichsten Schläger der Siedlung, die jeden abzogen, der ihnen in den Weg trat oder sich auch nur erdreistete, ihn aus Versehen zu kreuzen.

Ich verlangsamte meine Schritte und setzte einen Fuß nach dem anderen vorsichtig auf den Boden. Der Spion an

ihrer Wohnungstür blickte mich finster an. Gebückt und beinahe lautlos schlich ich an der Tür vorbei. Ich war ein Sioux-Dakota wie Harka, ein Krieger der Bärenbande, und ich hatte eine Mission.

Auf den unbeteiligten erwachsenen Beobachter hätte diese übertriebene Vorsicht vielleicht albern wirken können, aber der unbeteiligte erwachsene Beobachter hatte ja auch nichts zu befürchten. (Solange er nicht alt und gebrechlich war, denn die waren, jetzt konnte ich es ja sagen, auch am *Arsch!*)

Ich hingegen war jung und verglichen mit den Pawelkes, es hilft nichts, das zu leugnen, schwach. Okay, vielleicht nicht schwach, aber ich war ein paar Jahre jünger und viel kleiner und außerdem nicht so gemein. Ich hatte, was sich erst in diesem Sommer ändern sollte, noch nie versucht, jemanden zu schlagen.

Das finstere Auge des Spions starrte mich noch immer an. Es verfolgte mich, ich spürte es, aber ich wagte nicht zurückzustarren. Ich wagte nicht einmal, einen scheuen Blick hinüberzuwerfen, ich wollte es nicht herausfordern. Ich musste mich auf meine Mission konzentrieren. Die Mission war, mein Leben zu retten.

Zwar hatten die Pawelkes mir aus irgendeinem unerfindlichen Grund noch nie etwas getan, mich weder verprügelt noch abgezogen. Doch es war nie ausgeschlossen, dass sie mich genau an diesem Tag erwischen und massakrieren würden und dafür, für diese unausgesprochene, allgegenwärtige Drohung, hasste ich sie, diese *Hoschis* (was ein anderes Wort für *Idioten* ist), mit ihren hässlichen Bomberjacken und Butterfly-Messern.

Als ich die rettende Treppe zum zweiten Stock erreicht hatte, richtete ich mich auf und beschleunigte meine

Schritte. Ich nahm mit einem Satz fünf Stufen auf einmal, stürzte weiter nach unten, riss im Erdgeschoss angekommen die Haustür auf und trat in den Tag wie ein Held. Ich war ein weiteres Mal dem Tod entronnen.

»Na, du Kunde«, sagte Sonny, der vor der Tür an seinem Mountainbike lehnte.

Wie jeden Morgen hatte er einen kleinen Umweg genommen, um mich Punkt 7 Uhr von zu Hause abzuholen, und wie jeden Morgen war er mit Helm, Hand-, Knie- und Ellbogenschonern gepanzert, als bestünde sein ganzer Körper aus Glas. In seiner Plasterüstung sah er ein bisschen lächerlich aus, aber das musste ich ihm nicht sagen. Das wusste Sonny selber.

Er trug seine Rüstung ja, wie er immer wieder betonte, vor allem für seine Eltern, die Angst hatten, er könnte sich seine zarten Finger brechen und nie wieder Klavier spielen. Wenn man Sonny glauben durfte, hatte er ihnen zwar versucht zu erklären, dass er, um seine Finger zu schützen, nur Handschoner gebraucht hätte und nicht auch noch einen Helm sowie Knie- und Ellbogenschoner. Aber keine Chance, seine Eltern kannten kein Erbarmen. »Es ist aussichtslos«, wiederholte er immer.

Doch irgendetwas, das ahnte ich, war an der Geschichte faul. Denn eigentlich gab es keinen einzigen Wunsch, den seine Eltern ihm abschlugen, und eigentlich war es kein bisschen Sonnys Art, sich ihrem Willen zu fügen.

»Was geht, Alter?«, sagte ich und als wir einschlugen, machte das schwarze Plaste um seine Hand ein dumpfes Geräusch.

»La-büt, deine Mutter geht – zu mir nach Hause«, sagte Sonny.

»Schnauze, du Rädiger!«

»Selber Schnauze! Verrat mir mal lieber, wieso du schon wieder zu spät bist? Dein Vater ist schon vor zehn Minuten hier langgelaufen, nur du kriegst das nie gebacken. Was ist denn daran so schwer?«

»Deine Mutter ist ...«

»Nee, Alter, du bist vielleicht schwer von Begriff. Aber lass mal meine Mutter aus'm Spiel.«

»Hast ja recht«, sagte ich. »Tut mir leid, okay?«

»Okay, Mann«, sagte Sonny.

Ich kann mir vorstellen, dass unsere Art zu Reden jetzt vielleicht erstaunlich wirken mag, auch wegen der Sache mit den einzigartigen Wörtern, die ich am Anfang erzählt habe. Aber für uns war das normal. Sonny wusste nichts von meinem Heft, und er ahnte höchstens von – wie soll ich das jetzt sagen, ohne dass es bescheuert klingt? – von meiner Empfindsamkeit.

Sie war neben dem Heft mein bestgehütetes Geheimnis. Denn in der Siedlung galt Empfindsamkeit oder jede andere Gefühlsregung, außer Wut vielleicht, als Schwäche. Deshalb musste man sie verbergen, selbst vor seinen Verbündeten. Was nicht heißt, dass Sonny irgendwie stumpf gewesen wäre oder so. Er spielte ja Chopin und Schostakowitsch und bildete sich nicht zu Unrecht ziemlich viel auf seine feingliedrigen Pianistenfinger ein und auch auf seine Stimme, die dafür, dass sie aus so einem mageren Brustkorb wie seinem kam, erstaunlich voll war.

Doch irgendwann hatten Sonny und ich in stummer Übereinkunft beschlossen, dass dies nun mal der Ton war, in dem wir uns am besten verständigen konnten, und dabei blieben wir. Auch wenn das bedeutete, dass ich ihm nur schwer erklären konnte, warum ich jeden Morgen zu spät kam. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? »Alter, ich



könnte zwar morgens mit meinem Vater zusammen runtergehen, und dann wäre ich pünktlich hier und sogar vor den Pawelkes in Sicherheit. Aber ich mache das nicht, weil ich keinen Bock habe, auch nur drei Minuten allein mit ihm zu sein. Und warte deshalb lieber jeden Morgen, bis er weg ist, und nehme dafür sogar in Kauf, dass die Pawelkes mich abschlachten?»

Okay, vielleicht hätte ich das so sagen können und wahrscheinlich hätte er das sogar verstanden. Denn Sonny war mein bester Freund und der Einzige, der ungestraft »La-büt« sagen durfte. Was auch damit zu tun hatte, dass er mein einziger Freund war, der mich nie im Stich lassen würde. Das hätte ich jedenfalls vor diesem Sommer noch felsenfest geschworen. Wir schwangen uns auf unsere Fahrräder und machten uns auf den Weg.

Sonny war auf seinem neuen, sauteuren Mountainbike mit den 24 Gängen viel schneller als ich auf meinem alten, klapprigen Diamant-Rad. Weshalb ich ordentlich in die Pedale treten musste, um nicht zurückzufallen. Als wir in die Ernst-Alban-Straße abbogen, hatte ich wieder zu ihm aufgeschlossen. Wir passierten die demolierte Telefonzelle und dann die Lenin-Statue und im Wohnblock dahinter, oben im dritten Stock, konnten wir Frau Kletsche sehen, die wie immer gestützt auf ein pinkfarbenedes Kissen auf ihrer Fensterbank lehnte.

Jeder in der Siedlung kannte Frau Kletsche. Sie hatte früher jede Woche den Schaukasten vom Wohnbezirksausschuss der Nationalen Front bestückt. Verlautbarungen, die wie meine Mutter sagte, »kein Mensch je gelesen« hatte. Womöglich nicht einmal Frau Kletsche selbst. Mittlerweile aber, seitdem die Scheiben des Schaukastens eingeschlagen

waren und es nichts mehr zu bestücken gab, lehnte Frau Kletsche in ihrer geblühten Dederon-Kittelschürze die meiste Zeit auf ihrer Fensterbank und beobachtete, was draußen so vor sich ging. Meistens war das nicht sehr viel. Außer dass zum Beispiel zwei Dreizehnjährige, die zur Schule wollten, mit ihren Fahrrädern vorbeifuhren. Doch das reichte Frau Kletsche, um empört den Kopf zu schütteln.

Anfangs hatten wir noch gerätselt, was der Grund für ihre Empörung sein könnte. Dann hatten wir sie gefragt, mit in den Nacken gelegten Köpfen, und Frau Kletsche hatte mit vorgebeugtem Oberkörper von ihrer Fensterbank zu uns heruntergerufen, dass sie »Leute, die glaubten, sie seien was Besseres« im Allgemeinen und »Bonzen, die mit ihrem dicken Mercedes durch die Gegend fahren«, und »Professorenbengel« im Besonderen nicht ausstehen könne. Also, sie hatte das noch anders gesagt, aber das möchte ich hier nicht wiedergeben.

Ihre Tirade endete auf alle Fälle damit, dass wir uns »verfätschen« sollten. Woraufhin wir es unterlassen hatten, ihr zu erklären, dass Sonny kein Bonze und sein Vater kein Professor war, sondern Doktor der Chemie, der zwar wirklich einen Mercedes fuhr, allerdings nur, wie viele andere in der Siedlung auch, im Heizkraftwerk arbeitete. Doch vermutlich hätte all das Frau Kletsche ohnehin nicht überzeugt.

Sie schüttelte auch jetzt den Kopf, als sie uns erspähte. Und Sonny und ich winkten ihr freundlich zu, in dem Glauben, sie würde nicht verstehen, dass wir sie mit unserem Winken nur verarschten. Als wir in die Lomonossow-Allee bogen und Frau Kletsche hinter der Straßenecke verschwand, fingen wir laut an zu lachen. Kurz darauf parkten wir unsere Fahrräder in dem kleinen Unterstand neben dem Schultor.

Nachdem Sonny einen tiefen Zug aus seinem lilafarbenen Diskus für Asthmatiker genommen hatte, legte er seine Schoner ab, Schicht für Schicht, als würde er sich häuten wie eine Zwiebel. Darunter kam ein Mensch zum Vorschein, der noch schmäler wirkte als ich, mit dunklen, in der Mitte gescheitelten Haaren und Fingern, die zwar sehr dünn, aber nicht so filigran waren, wie man hätte vermuten können, wenn man einmal erlebt hatte, was er damit anstellen konnte, sobald er sich an ein Klavier setzte.

»Na, ihr Homos«, zischte ein Typ aus der 10. Klasse.

Wir ignorierten ihn einfach und als er verschwunden war, sagte Sonny: »Den klatschen wir auch noch weg.« Als hätten wir – ein Klavier spielender Asthmatiker in einer Plasterüstung und ein Worte sammelnder Feigling, der sich jeden Morgen unter der Tür seiner Nachbarn hinwegduckte – schon jemals jemanden weggeklatscht.

Dann reihten wir uns ein in den Strom der anderen, die sich mit ihren Taschen auf den Rücken bewegten, als wären sie programmiert. Gemeinsam strebten wir hinein in den rot-weißen Bau, der unsere Schule war.

Früher war sie eine Polytechnische Oberschule gewesen und hatte Johannes-R.-Becher-Schule geheißen, jetzt trug sie jedoch keinen besonderen Namen mehr, sondern war einfach nur die 14. Schule und wahrscheinlich der Ort in der Siedlung, an dem das alte Land noch am lebendigsten war. An den vergilbten Wänden in den Fluren hingen immer noch Wandzeitungen, die vom Sieg des Sozialismus kündeten. In den Räumen standen Tische und Stühle, unter denen neben hart gewordenen Kaugummis noch Plaketten aus Blech klebten, auf denen eingestanzt VEB STIMA zu lesen war.

Sonny und ich gingen in die 7b. Wir hatten an diesem Tag, wie jeden Dienstag, in der ersten Stunde Mathe. Als wir unseren Klassenraum betraten, war es, als würden wir gegen eine heiße Mauer prallen. Der Raum war wie immer zu dieser Jahreszeit komplett überheizt. Man konnte die Heizungen nicht regulieren, sie wurden in der Regel erst im Mai abgestellt, was wir klaglos schwitzend akzeptierten.

Denn was die Heizungen in der Schule anging, gab es anders als überall sonst in der Siedlung kein Dazwischen. Sie waren an oder aus, heiß oder kalt. Das Leben konnte manchmal sehr einfach sein. Auch wenn es mir heute vorkommt, als wenn zu dieser Zeit, die einem einzigen Dazwischen glich und knarzte wie ein verrostetes Scharnier, fast gar nichts einfach war.

Während die anderen in unserer Klasse so aufgereggt durcheinanderschnatterten, als hätten sie sich nicht erst gestern, sondern seit Jahren nicht gesehen, trotteten Sonny und ich zu unserem Tisch, direkt neben dem Fenster, wo wir darauf warteten, dass der Unterricht begann.

In unserer Klasse waren 19 Schüler, alle wohnten in der Siedlung. Mit den meisten von ihnen hatte ich kaum zu tun. Mit den meisten wollte ich allerdings auch nichts zu tun haben, außer mit Sabrina Kabautzky vielleicht.

Es war eine Art Nichtangriffspakt, den wir geschlossen hatten. Wir verzichteten darauf, uns gegenseitig Beachtung zu schenken. Die meisten hielten uns, also Sonny und mich, sofern sie uns überhaupt bemerkten, vermutlich sowieso für seltsam oder für *Patten* (was ein anderes Wort für *Lusche* ist). Oder für beides. Wir hielten die meisten, nicht nur vermutlich, sondern ganz sicher, für unterbelichtete Vollhorste, dämliche Dummbatzen, ahnungslose Schimpansen.

Aber dennoch kannte ich jeden von ihnen so gut, wie man sich nun einmal kennt, wenn man unfreiwillig jeden Tag sechs Stunden lang in einen Raum gepfercht wird und sich auch den Rest der Zeit unweigerlich über den Weg läuft, weil im Grunde ja jeder nebenan wohnt. Wir waren alle Nachbarn. Die Schimpansen und ich.

»Guten Morgen«, sagte Herr Gröhnwald, unser Klassenlehrer, bei dem wir Mathematik und Physik hatten, als er in den Raum trat.

Der Lärm im Klassenzimmer war sofort erstorben. Alle standen auf, Stühle scharrtten über den Boden.

»Guten Morgen, Herr Gröhn-wald«, sagten wir in einem müden Chor und setzten uns wieder hin.

Herr Gröhnwald war jemand, der wie alle Lehrer nur einen Nachnamen zu haben schien. Ein kleiner Mann, der meistens eine Lederweste trug und eine Frisur hatte, die merkwürdig über den Augen franste und beinahe aussah, als würde er ein Toupet tragen.

Früher im alten Land, als sein Gesicht noch von einem struppigen Bart verdeckt wurde, erzählte man sich, dass Herr Gröhnwald oft in der Kirche in der Stadt gewesen war, um dort gegen irgendetwas zu protestieren. Aber ich glaube, er hatte in der Zwischenzeit damit aufgehört. Auf jeden Fall hatte er sich seinen Bart abrasiert, unter dem ein bisschen vernarbte Haut zum Vorschein kam, die sich über seine Wangenknochen spannte. Nur die speckige Lederweste trug er immer noch und soweit ich mich erinnern kann, trug er sie auch an diesem Tag. Wobei ich sie schon so oft gesehen hatte, dass sie mir im Grunde nicht mehr auffiel.

Ohnehin war da etwas anderes, was meine Aufmerksamkeit erregte. Neben Herrn Gröhnwald stand ein Mädchen.

Es schaute trotzig in den Raum, als wollte es uns alle zu einer Wette herausfordern oder zu einem Kampf.

Ich hatte das Mädchen noch nie in der Siedlung gesehen und vielleicht war das der Grund, warum ich es so aufregend fand, dass es da jetzt stand. Seit ein paar Jahren hatte sich nämlich kaum jemand Neues in die Siedlung verirrt. Im Gegenteil: Wir, die Übriggebliebenen, waren mit jedem Jahr weniger geworden.